



KOMM ! INS OFFENE ...

Eine Hommage zu Hölderlins 250.Geburtstag
Christian Schulz - 20.-24. März 2020

*Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heiliggrüne Wasser.*

I.

Das kennst du. Den Ton hast du im Ohr. Bodenseegefühle. Entstanden ist das Gedicht aus dem zufälligen Nebeneinander von Vorentwürfen, eines der vielen Palimpseste des Dichters. „Hälfte des Lebens“, so sein Titel. Verfasst vor 220 Jahren von Friedrich Hölderlin.

Am 20. März 1770 wurde er in Lauffen am Neckar geboren. Grund für die Deutsche Schiller(!)gesellschaft Marbach das Buch „250 Jahre Hölderlin - Das Jubiläumsjahr“ herauszugeben. Doch manche Bücher ereilt ein eigenartiges Schicksal. Ihre Aufgabe ist es, etwas - obligatorische Grußworte, Bonmots, um die 500 Termine - anzusagen, doch nun ist es voller Absage. Kein Abgesang. Die Zeit verlangt aktuell nur andere, neue Wege zum Nächsten.

„Komm! ins Offene ...“, nehmen wir den Titel dieser Hommage beim Wort, deuten wir ihn ins Gegenwärtige, erweitern wir ihn für die Tage im März 2020. Dann klingen die Verse aus „Der Gang aufs Land“, 1801 einem guten Freund gewidmet, uns im Heute (vor)ahnungsvoll und anders, verlangen emotionale Gegenwehr:

*Komm! ins Offene, Freund! Zwar glänzt ein Weniges heute
Nur herunter und eng schließet der Himmel uns ein.
Weder die Berge sind noch aufgegangen des Waldes
Gipfel nach Wunsch und leer ruht von Gesange die Luft.
Trüb ist's heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen und fast will
Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit.*

II.

Wenn uns danach gewesen wäre, hätten wir am 20. März 2020 den 250. Geburtstag Friedrich Hölderlins gemeinsam mit einem Viertele Lauffener Katzenbeißer Schwarzriesling „Friedrich Hölderlin“ trocken von 2017 gefeiert. Die angesagten Zeitungen haben den außergewöhnlichen Dichter allerspätestens an diesem Tage geehrt und ihm für viele Zeitgenossen befremdliche Elogen gewidmet. Zweifelsfrei ist das Lob richtig, denn Hölderlin gehört zu den weltweit bekanntesten und berühmtesten deutschsprachigen Dichtern.

Geplant als Vortrag face to faces für den 25. März 2020, werden hier nun Überlegungen zu Papier gebracht, die freier, unbefangener versuchen werden, der Person, dem Werk und der Zeit essayistisch nahezutreten. Vor den Koryphäen der Philologie wird der Hut gezogen, aber es wird sich ein solcher nicht aufgesetzt.

Prinzipiell stellt sich in diesen Tagen die berechtigte Frage: Lyrik in Zeiten von Corona? Meine Antwort: Ja, erst recht!

Die Wörter, die, der pandemischen Situation gehorchend, über einen virtuellen Kanal an eine geneigte Leserschaft, an dich gerichtet sind, sind in einem mal verregneten, mal verschneiten, mal herrlichen Frühling in die Tastatur getippt worden. Sie wollen nicht die gültige, präzise, umfängliche Fassung einer Dichtershommage sein, sondern es sind Gedanken, die mir nach ausdauernder und weitläufiger Lektüre ins Gedächtnis fallen; ein andauerndes Begleitgeräusch ist das Blättern in den Werken Hölderlins.

Natürlich ist der Dichter nicht einfach so dahin zu lesen, sein Rhythmus ist kein Dadada, dem ein Reim zu Hilfe kommt, und sehr wohl kann es auf die Schnelle nie um sofortiges Verstehen gehen: Kann, soll und muss es auch gar nicht. Wenn du die Texte mehrmals laut liest, kannst du dich auf die Tonalität der Worte einschwingen, wirst du den aus Hölderlins eminenter Musikalität entsprungenen Satzbögen nachhören, und plötzlich merken, was der Wort-Laut in dir hervorruft und – wenn's gut geht – mit dir macht – und ohne dass du die kleine oder große Versschule kennst.

*Größers wolltest auch du, aber die Liebe zwingt
All uns nieder, das Laid beuget gewaltiger,
Doch es kehret umsonst nicht
Unser Bogen, woher er kommt. [...]*

*Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern',
Und verstehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.*

Von Liebe und Leid ist die Rede, vom Bogen des Lebens, vom allumfassenden Prüfen und Danken – so die Himmlischen -, damit der Mensch die Freiheit verstehe, „aufzubrechen, wohin er will“.

„Lebenslauf“ sind diese zwei (von vier) Strophen überschrieben, entstanden 1801. Der sie schreibt, ist 31 Jahre alt und noch immer nicht in Amt und Würden, keine Frau, vielleicht ein Kind. Daheim in Nürtingen sorgt sich um den Sohn die Mutter auf ihre sehr besondere Weise: Warum hat er nicht schon längst eine lukrative Pfarrstell' in Stuttgart wartet das ihm offene und liberale Haus Christian Landauers. Immer wieder geht's ins Offene: ... 1804 als Bibliothekar ohne konkrete Stellenbeschreibung zum Intensivfreund Sinclair, 1806 auf Veranlassung dieses Freundes und der Mutter ins Autenriethsche Klinikum nach Tübingen.

Alle erfolgversprechenden Wege hätten ihm in Württemberg offen gestanden: Hatte einer erstmal Denkendorf, Maulbronn und das Stift Tübingen erfolgreich überstanden, war eine kirchliche Laufbahn vorgezeichnet, die nicht selten in eine Professur mündete.

Aber schon mit siebzehn ist ihm klar:

*Heilige Gefäße sind die Dichter,
Worin des Lebens Wein, der Geist
Der Helden sich aufbewahrt*

und daran arbeitet er bis an sein Ende, mal auf der Vorder-, mal auf der Rückseite des Lebens.

Die Situation des Dreißigjährigen ist denkbar ungünstig. Schon Lessing, der als erster in Deutschland versuchte, als freier Schriftsteller zu leben, vermerkt: *Auch die glücklichste Autorschaft ist das armseligste Handwerk.*

Was wohl, wenn Goethe nicht aus reichem Hause und ohne seine ministerielle Apanage gewesen wäre? Beim Publikum beliebter war jedenfalls Goethes Schwager Vulpius mit seinem Räuberroman „Rinaldo Rinaldini“. Triviales war Hölderlins Sache nie, und daher ist klar, wie er auf Goethes deplatzierten Rat-Schlag reagierte, sich in Sachen Lyrik an kleinen Themen zu versuchen. Und was erst bedeutet es für Hölderlins Reputation, als kolportiert wird, dass Goethe und Schiller über seine Sophokles-Übersetzungen gelacht hätten? Und überhaupt? Welche Voraussetzungen braucht's für die Laufbahn zum pekuniär erfolgreichen Schriftsteller um 1800? Es braucht eine alphabetisierte Gesellschaft, an einer schönen deutschsprachigen Literatur interessierte Leserinnen und Leser, renommierte Verleger, vernetzte Förderer sowie Zeit wie Muße zum Schreiben.

Das Herzogtum Württemberg hatte als erstes Land im Reich die Schulpflicht eingeführt, und dem absolutistisch regierenden Herzog ist's ein Anliegen, die Begabten auf der Karlsschule und im Stift derart zu kujonieren, dass sie fürs Ländle intellektuell, administrativ oder geistlich lukrativ werden. Ergo könnte es schon im Nahbereich ein Publikum geben, aber wer hat in dieser Dressuranstalt die Zeit, sich an bloßer Schöngestigkeit zu ergötzen – nur

wenige, nie an Zahl so viele, dass sich ein Ertrag erwirtschaften ließe, dass ein Autor davon leben könnte. Was sich gut verkauft, sind neben einem hohen Anteil an Sachliteratur jährlich periodisch erscheinende Musenalmanache, moralische Schriften. Beides wirft mehr für die Verleger als für die Dichter ab. Seinen großen Idolen Schubart und Schiller begegnet Hölderlin, und sie begegnen ihm mit Wohlwollen. Letzterer protegiert ihn, veröffentlicht das „Fragment des Hyperion“ in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Thalia“ - und vermittelt ihm eine Hofmeisterstelle im Hause der Charlotte von Kalb. Hofmeister sind Hauslehrer sind Domestiken in den Häusern der Begüterten. Die Arbeitgeber geben den Ton an, die Angestellten haben zu gehorchen. Nicht alle sind wie ein Fichte, jener den Kant noch radikalisierte Philosophieprofessor aus Jena, nach dessen Fuchtel einmal ein ganzes Haus zu tanzen hatte.

Im Hause derer von Kalb sind die Vorzeichen schon wenig günstig. Hölderlin reist zu früh an, und der vorherige Hauslehrer weiß noch gar nicht von seiner Demission. Frau von Kalb kehrt erst Wochen später heim.

Ansonsten wären die Voraussetzungen günstig. Hölderlin sei ein schöner Mann gewesen, so heißt es. Hölderlin habe auf sein Äußeres und auf gutes Benehmen geachtet, so heißt es. Hölderlin orientierte sich an den neuen Rousseauschen Erziehungsprinzipien. An Fritz von Kalb, seinem Eleven, scheitert er gnadenlos. Der leidet an einer Krankheit, die - so zumindest die damalige Meinung - den Geist und die Seele zerrüttet: Er onaniert.

Devot und pflichtbewusst schreibt er an Schiller:

Ich fühle tief, was ich verscherzte. So viel hab' ich durch meine Schuld noch nie verloren. Lassen Sie mir meinen Glauben, edler groser Man! Ihre Nähe hätte Wunder gewirkt in mir. Warum muß ich so arm sein, und so viel Interesse haben um den Reichtum eines Geistes? Ich werde nie glücklich sein. Indessen ich muß wollen, und ich will. Ich will zu einem Manne werden. Würdigen Sie mich zuweilen eines aufmerksamen Blicks! Der gute Wille des Menschen ist doch nie ganz one Erfolg.

In gegenseitigem Einvernehmen wird das Arbeitsverhältnis in Waltershausen beendet. Versehen mit einer guten Abfindung öffnet sich für Hölderlin mit Jena die zu ihrer Zeit progressivste Universität Deutschlands. Die intensive Freundschaft zu Sinclair beginnt. Im Juni 1795 verlässt Hölderlin überstürzt den Ort.

III.

Alles, was sich sagen lässt über den Hölderlin, ist relativ, kein Nenner ist stimmig, der Zähler rattert, doch wer's genau nimmt, ihn auf einen Punkt zu bringen sucht, der hält sich im *Zaum*. Erst die Widersprüchlichkeit belebt. Es ist ein Gott, und der Dichter besingt die Götter - Spätere werden ihn freveln, verschwarzwaldden, für die ist kein Gott mehr.

*Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie,
und Nacht ist ihm die Welt und keine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm.*

Er holt mit den alten Mythen Transzendenz aus dem Osten, phantasiert den Indus herbei, er wandert gen Westen bis zum Atlantik, und letztlich verbleibt er, lebenshäftig, in Tübingen am Neckar. Den kennt er gut von Geburt an, gleich wie der Schiller und der Gleichaltrige und langjährige Freund, der Hegel, es tun.

Den „Nekar“ besingt er, und ein Weltenkreis schließt sich.

*In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich
Wanderer! Kennen, ist keiner fremd mir. [...]*

*Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
Zum goldenen Pactol, zu Smirnas
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möchte ich [...]*

*Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schuzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Nekar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.*

Es sind gewaltige Sprünge, nicht selten Saltos, die Hölderlin uns zumutet, und es fragt sich so mancher, wie ein Dichter, der viele Orte, die er besingt, realiter nie vor Augen und unter den Schuhen hatte, sich in derlei Kopfgeburten verheddert. So die Vermutung. Aber sie ist falsch!

Hölderlin hatte 1790 zur „Geschichte der Kunst unter den Griechen“ promoviert, dabei zwar fast papageienhaft Ideen des späten Griechen Johann Winckelmann paraphrasiert, aber sie hatten seinen Enthusiasmus für den *Genius Griechenlands* geweckt, auf den selbst sein Vorbild Schiller nicht mehr dämpfend Einfluss nehmen konnte. Trauerte Schiller in „Die Götter Griechenlandes“ von 1788,

*Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.*

so klingt Hölderlins „Antwort“ von 1793 wie ein leidenschaftliches Echo, fast wie Sein oder Nichtsein:

*Mich verlangt in's beß're Land hinüber
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief im engen Hause lieber,
Bei den Heiligen in Marathon!
Ach! es sei die letzte meiner Thränen,*

*Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Schere tönen!
Denn mein Herz gehört den Todten an.*

Es sei einer seiner liebsten Träume gewesen, auf den lieblichen Inseln der Ägäis – so sehnsüchtig im Gedicht „Der Archipelagus“ - zum heiligen Grabe der jugendlichen Menschheit zu wandern. Auch in einem vernichteten Vorwort zu „Hyperion“ soll Hölderlin das deutlich gemacht haben - doch der Roman selbst zeigt nicht weniger deutlich die Kehrseite des Ideals:

Wer hält das aus, wen reißt die schreckende Herrlichkeit des Altertums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder umreißt, wenn sie ihn ergreift, wie mich, und wenn, wie mir das Element ihm fehlt, woran er sich ein stärkend Selbstgefühl erbeuten könnte? [...] Ich liebte meine Heroen, wie die Fliege das Licht; ich suchte ihre gefährliche Nähe und floh und suchte sie wieder.

Diesen Traum ergänzt, erweitert, überdehnt Hölderlin mit seinen Übersetzungen der alten Texte des Pindar und des Sophokles sowie der Lektüre jeweils neuester englischer und französischer Reiseliteratur; in der „Allgemeinen Zeitung“ lernt er die neueste Weltkunde kennen. Hölderlin erspinnt sich seinen Sehnsuchtsort im Geiste, nur kurz, andernorts, kommt er ihm echt nahe, bei seiner Rückkehr von Bordeaux. Monate später, im November 1802, schreibt er einem nahen Freund von seinen Eindrücken in der Vendée:

Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen. [...]

Das Athletische der südlichen Menschen, in den Ruinen des antiken Geistes, machte mich mit dem eigentlichen Wesen der Griechen bekannter; ich lernte ihre Natur und ihre Weisheit kennen, ihren Körper, die Art, wie sie in ihrem Klima wuchsen, und die Regel, womit sie den übermüthigen Genius vor des Elements Gewalt behüteten.

Im Rahmen der „deutschen Dichter und Denker“, die im Banne Griechenlands stehen, gibt es seit 1750 Entdecker (Winckelmann), Deuter (Lessing und Herder), Schöpfer (Goethe), Gegenspieler (Schiller), Rebellen (Heine) und eine bis ins Heute reichende Nachlese. Für den Hölderlin steht die Tragik: Er ist der Märtyrer.

*Was ist es, das
An die alten, seeligen Küsten
Mich fesselt, daß ich mehr noch sie liebe, als mein Vaterland?
Denn wie in himmlischer
Gefangenschaft gebückt, dem Tag nach sprechend
Dort bin ich, wo, wie Steine sagen, Apollo gieng,
In Königsgestalt,
Und zu unschuldigen Jünglingen sich
Herablies Zevs, und Söhn in heiliger Art*

*Und Töchter zeugte
Stum weilend unter den Menschen?*

IV.

Im Januar 1796 hat Hölderlin die Hofmeisterstelle im Haus Gontard in Frankfurt angetreten. Viel Gewese wird um Hölderlins Beziehung zu Susette Gontard, „seiner Diotima“ gemacht. „Wem sonst als Dir“ widmet er den „Hyperion“ der Bankiersfrau und Mutter von vier Kindern. Du ahnst es nicht, welche Geschichten das geradezu provoziert hat!

Bleiben wir auf dem Boden, aber exaltieren wir uns in den Worten Hölderlins aus einem Brief vom Juni 1796 an den Freund Neuffer:

Lieber Freund! es giebt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehn, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehn vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, u. Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt.

Über Nacht, überstürzt verlässt Hölderlin im September 1798 das Haus Gontard, zwei Jahre dichterischen Elysiums in politisch und militärisch bewegten Zeiten sind abrupt vorbei. Viele heimliche Treffen folgen, Kassiber werden ins Gebüsch gesteckt - doch die Wege Hölderlins führen weiter und weiter, nicht zuletzt als Hofmeister, denn die Mutter knausert - wie zumeist, aber zu Recht? - mit dem väterlichen Erbe.

Homburg, Nürtingen, Stuttgart, Hauptwil, Bordeaux heißen die Orte, an denen mal kürzer, mal länger sein Leben vergeht, weniger dem Unterrichten, weitgehend dem Schreiben gewidmet. Vergebens sucht er Anschluss im universitären Bereich. Kein Hegel, kein Schelling, die Freunde aus Tübinger Zeit, kein Schiller sehen Veranlassung, für ihn ihr Wort zu geben. Die Freiheit eines freien Schriftstellers schafft vielerlei Unfreiheit.

Seitdem Hölderlin die Zuchtorte seiner Ausbildung hinter sich gelassen hat, wirkt sein Leben sprunghaft, als sei er stetig auf der Flucht. Bis heute wird ihm das angekreidet, sogar als Beleg seiner Krankheit verstanden.

Nachdem er sich aus der äußeren unfreien Welt in sein freies Inneres geflüchtet hat, beim Schreinermeister Zimmer untergekommen ist und im Turm Grillen demonstriert, da kommen viele und protokollieren, was sie sehen, was sie hören, was sie fühlen. Ist außer den Wirtsleuten darunter ein gutmeinender Geist? Waiblinger, Vater und Sohn Schwab? Wahrscheinlich ist, wenn's diese und andre nicht gegeben hätte - wie wenig wäre auf uns überkommen?

Aber nun ist's, wie's ist. Der Mörike schaut in Nürtingen vorbei, kruschtelt in den hinterlassenen Papieren, und was ihm unverständlich ist, das wird entsorgt. Entsorgung ist nicht nötig, wo es nichts Geschriebenes gibt.

Geschriebenes kann nur dort sein, wo es genügend Papier zum Schreiben gibt. Doch das Schreiben rege ihn zu sehr auf, heißt es, und er sei ja verrückt? Zu vieles verbleibt und verödet so im Kopf des Dichters. Einiges aber aus der Zeit im Turm erinnert an alte Sehnsucht und über das Heute hinaus:

*Nicht alle Tage nennt die schönsten der,
Der sich zurücksehnt unter die Freuden wo
Ihn Freunde liebten wo die Menschen
Über dem Jüngling mit Gunst verweilten.*

Am 7. Juni 1843, nachts um 12 Uhr, schreibt Charlotte Zimmer an Hölderlins Halbbruder Karl Gok nach Stuttgart:

Ich nehme mir die Ehre Ihnen die sehr traurige Botschaft zu ertheilen von dem sanften Hinscheiden Ihres geliebten Herrn Bruders. seit einige Tage hatte Er einen Chartharr u wir bemerkten eine besondere Schwäche an Ihm [...] nun ging Er ins Bett mußte aber wieder aufstehen u sagte zu mir Er könne vor Bangigkeit nicht im Bett bleiben nun sprach ich ihm doch zu u ging nicht von der Seite Er nahm kurz einige Minuten noch Arznei es wurde Ihm aber immer banger [...] nun verschied Er aber so sanft ohne noch einen besondern Todeskampf zu bekommen [...].

Was bleibt? So vieles. Ein ganz wenig davon sagt uns Hyperion, und damit rundet sich Hölderlins Schreiben:

Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder. Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist Alles. So dacht' ich. Nächstens mehr.

V.

Die Frage klingt frevlerisch, aber ich stelle sie trotzdem: Wozu taugt ein Dichter denn? Während einer Dekade wird zehntausendmal zu und über Hölderlin geschrieben. Der Hölderlin wirft einen langen Schatten. Davon profitieren manche, indem sie sich – im übertragenen Sinne – seiner Wanderschuhe bemächtigen, andere entdecken ihn immer wieder anders. 1917 wird eine fragmentarisch überlieferte Schrift in Hegels Handschrift gefunden, die in der Geisteswissenschaft als das „älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus“ geführt wird. Die Autorschaft ist umstritten, mal wird sie Schelling, mal Hölderlin zugeschrieben, Eingang hat sie im Band 1 der Werke Hegels gefunden. Eine schöne Geschichte wird erzählt, wie alle drei Genannten sie gemeinsam im Tübinger Stift entwickelt hätten. Die Philosophie des Geistes, heißt es da, sei eine ästhetische Philosophie. Dem Hölderlin könnte in dieser Geschichte die folgende Passage zugeschrieben werden:

Die Poesie bekommt dadurch eine höhere Würde, sie wird am Ende wieder, was sie am Anfang war – Lehrerin der Menschheit, denn es gibt keine Philosophie, keine Geschichte mehr, die Dichtkunst allein wird alle übrigen Wissenschaften und Künste überleben.

Zu gleicher Zeit hören wir so oft, der große Haufen müsse eine sinnliche Religion haben. Nicht nur der große Haufen, auch der Philosoph bedarf ihrer. Monotheismus der Vernunft und des Herzens, Polytheismus der Einbildungskraft und der Kunst, dies ist's, was wir bedürfen. [...] – wir müssen eine neue Mythologie haben, diese Mythologie aber muß im Dienste der Ideen stehen, sie muß eine Mythologie der Vernunft werden.

Das eine bedarf zwingend des anderen, das Leben in Gänze poetisieren!
Deshalb vielleicht hat gerade die weibliche Romantik – typisch Bettine von
Arnim und Karoline von Günderode – als erste den Hölderlin idealisch für sich
entdeckt.

Die Gipfel stürmende und sich der Natur bemächtigende Industrialisierung
und der krude Nationalismus gingen in anderen Ideen und anderen Motiven
auf, explodierten viele Jahrzehnte später in einer anderen Normierung.
Das vielfältige Raunen um den Dichter nimmt in etwa seit 1900 zu. Seiner
Dichtung werden rauschhafte, transzendente Züge angeheftet, sie findet Platz
im Marschgepäck, nach 1945 bei Günter Eich in der Latrine.

Es sind die Zeiten, die den Dichter einfärben, und nicht umgekehrt. In den
jakobinischen Fokus genommen, legt ein Peter Weiss die Gestalt des Hölderlin
so an, als spiegle der alles andere als Vergangenheit,

*sondern als ob die gleichen Aufgaben er vor sich habe
wie sie sich manchen von den Heutigen stellen
welche nach Lösung suchend drann zerschellen
Sein Wunsch ist dass man ihn nicht mehr verkenne
dass er sich nicht mehr opfre und verbrenne
will dass man ihn als einen zwischen vielen zählt
der Sprache sich zum Ausdruck und zur Kunst gewählt
nicht trennen will er aus dem Wircklichen den Traum
es müssen Fantasie und Handlung seyn im gleichen Raum
nur so wird das Poetische u n i v e r s a l
bekämpfend alles was verbraucht und schaal
erloschen und versteinert uns bedrängt
und was mit Zwang und Drohung unsern Athemzug beengt
Nie mehr will er in stiller Abgeschiedenheit vergehn
Sondern als Lebender im Kraus lebendger Stimmen stehn*

Fünzig Jahre, nachdem dieser Text von den Bühnen schallt, schreibt sein bis
dato letzter Biograph Rüdiger Safranski:

*Es kann wirklich sein, dass ihm [...] mehr von Göttern ward, als er verdauen
konnte. Man muss aber befürchten, dass uns Nachgeborenen zu wenig von
Göttern ward, um ihn noch angemessen verstehen zu können. Die
Götternacht, von der Hölderlin sprach, die gibt es wirklich heutzutage,
hierzulande.*

*Deshalb ist Hölderlin uns, bei aller Mythisierung oder gerade auch wegen ihr,
ferngerückt. Erreicht er uns noch, und erreichen wir ihn? Schön wäre es.
Komm! ins Offene, Freund!*

*Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.*